
Einleitung: Sozialreportage als kulturwissenschaftliche Rekonstruktion der Sozialen Frage

Die Sozialreportage ist ein besonderes Verfahren der Text-Foto-Montage (Triangulation) zur Analyse und Rekonstruktion sozialer Probleme und ihrer interaktiven, institutionellen und sozialpolitischen Bearbeitung und perspektivischen Lösung. Sie will zu einer Gleichwertigkeit *diskursiver* und *visueller* Argumentationsweisen beitragen und damit die Dominanz der gesprochenen und geschriebenen Sprache auch in der Profession und Disziplin der Sozialen Arbeit schrittweise abbauen. Dies ist kein leichtes Unterfangen, weil es den dominanten hegemonialen Tendenzen in der europäischen Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte und deren kulturellen und politisch-sozialen Voraussetzungen und Folgen widerspricht, die sich bis in die griechische Antike zurückverfolgen lassen. Hier ist sofort an Platon (428/427–348/347 v. Chr.) zu denken, der sowohl dem *geschriebenen Wort* wie auch dem *Bild* mit großer Skepsis begegnet ist und gerade den Bildern nur untergeordnete Erkenntnis- und Darstellungsmöglichkeiten zuerkannt hatte (vgl. Brumlik 2007, S. 297 f u. 301; Schulz 2009, S. 81 ff). Das korrespondiert – und darin ist ihm bei allen sonstige Differenzen Aristoteles (384–323 v. Chr.) gefolgt – mit der Dominanz des *Denkens* gegenüber den *Gefühlen* (eine verallgemeinerte Emotionalität im Sinne der motivierten Anstrengungsbereitschaft konnten beide sich nicht vorstellen). Die christliche Theologie ist Platon auch in dieser Hinsicht gefolgt. Dabei wurde im frühen Mittelalter die spontane Begegnung und Bewertung der Bilder ins Zentrum gestellt, während das späte Mittelalter bereits eine komplexe Bildsymbolik kannte, die nur ästhetisch qualifizierten, zumeist aristokratischen BetrachterInnen verständlich war (vgl. Rimmele/Stiegler 2012, S. 39). Beides diente der visuellen »Unterfütterung« der Predigt als Hauptform der Belehrung (erst mit Martin Luther [1483–1546] wird die Bibel als das *geschriebene Wort* dominant – und bleibt es auch gegenüber den Bildern).

Während die bisherigen, christlich dominierten Traditionen von Platons Ideenlehre (als einer speziellen Ausprägungsform des objektiven Idealismus) we-

sentlich, wenn auch nicht ausschließlich bestimmt wurden, vollzieht sich mit dem Übergang in die *kulturelle* und *philosophische Moderne* eine radikale Wendung aufs Subjekt, gerade in der Erkenntnistheorie. Dafür steht an deren Beginn das Werk von Immanuel Kant (1724–1804). Er veränderte das Verhältnis von Objekt und Subjekt des Erkenntnisprozesses insofern radikal, als das Erkenntnisobjekt nun nicht mehr die Voraussetzung, sondern das Ergebnis des Erkenntnisprozesses darstellt. Damit gewann auch das Verhältnis von *Sinnlichkeit* und *Reflexivität* neue Dimensionen. Diesbezüglich heißt in der vielzitierten Passage aus der 2. Fassung der »Kritik der reinen Vernunft« von 1787 (die 1. war 1781 erschienen):

»Anschauung und Begriffe machen ... die Elemente aller unsrer Erkenntnis aus, so daß weder Begriffe, ohne ihnen auf einige Art korrespondierende Anschauung, noch Anschauung ohne Begriffe, ein Erkenntnis abgeben können. (...) Wollen wir die *Rezeptivität* unseres Gemüts, Vorstellungen zu empfangen, so fern es auf irgend eine Weise affiziert wird, *Sinnlichkeit* nennen: so ist dagegen das Vermögen, Vorstellungen selbst hervorzubringen, oder die *Spontaneität* des Erkenntnisses, der *Verstand*. (...) Keine dieser Eigenschaften ist der andern vorzuziehen. Ohne Sinnlichkeit würde uns kein Gegenstand gegeben, und ohne Verstand keiner gedacht werden. Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind. Daher ist es eben so notwendig, seine Begriffe sinnlich zu machen (d. i. ihnen den Gegenstand in der Anschauung beizufügen), als, seine Anschauungen sich verständlich zu machen (d. i. sie unter Begriffen zu bringen). Beide Vermögen, oder Fähigkeiten, können auch ihre Funktionen nicht vertauschen. Der Verstand vermag nichts anzuschauen, und die Sinne nichts zu denken. Nur daraus, daß sie sich vereinigen, kann Erkenntnis entspringen. Deswegen darf man aber doch nicht ihren Anteil vermischen, sondern man hat große Ursache, jedes von dem andern sorgfältig abzusondern, und zu unterscheiden. Daher unterscheiden wir die Wissenschaft der Regeln der Sinnlichkeit überhaupt, d. i. Ästhetik, von der Wissenschaft der Verstandesregeln überhaupt, d. i. der Logik.« (KrV B 74–76; Kant 1974, S. 97 f). Dabei wird der innere Zusammenhang der verschiedenen Verstandesleistungen durch die Vernunft hergestellt: »Alle unsere Erkenntnis hebt von den Sinnen an, geht von da zum Verstande, und endigt bei der Vernunft, über welche nichts Höheres in uns angetroffen wird, den Stoff der Anschauung zu bearbeiten und unter die höchste Einheit des Denkens zu bringen.« (KrV B 355; ebd., S. 311 f).¹

1 Bereits in seiner kürzlich erstmals veröffentlichten 2. Staatsexamensarbeit hatte Klafki (2014, S. 72 ff) diesen Gedankengang von Kant kritisch aufgenommen und konstruktiv weitergeführt und für die – damals noch »geisteswissenschaftlich« fundierte – Didaktik fruchtbar gemacht; auch für die sozialwissenschaftlich fundierte, kritisch-konstruktive Didaktik ist diese Überlegung zentral, nicht zuletzt hinsichtlich der Begründung des *exemplarischen* Lernens und Lehrens (als solche sind auch unsere Fallstudien im dritten Teil dieses Buches zu verstehen; vgl. die dortige Vorbemerkung).

In diesem Sinn kann die Sozialreportage als das Bemühen verstanden werden, *Sinnlichkeit* und individuelle sowie soziale *Reflexivität* (Verstand und Vernünftigkeit) im professionellen und disziplinären Kontext der Sozialen Arbeit in ein spannungsreiches und produktives Wechselverhältnis zu bringen. Um dieses zu begründen, greifen wir in Kap. 1 auf das von Aristoteles begründete Konzept der *Asthetik* zurück, weil es ebenfalls die Sinnlichkeit zum Ausgangspunkt nimmt und von daher auch die Erkenntnis- und Darstellungsmöglichkeiten der Ästhetik auszuweiten bzw. neu zu begründen vermag. Damit ist schon angedeutet, dass Sinnlichkeit und Reflexivität kulturell-medialer Vermittlungen bedürfen, die bei Kants Auslotung der menschlichen Erkenntnis-Möglichkeiten (das meint bei ihm »Kritik«) so noch keine Rolle gespielt haben. Dabei ist zunächst einmal an die *Sprache* zu denken. Es ist das Verdienst von Ludwig Wittgenstein (1889–1951), die Kantsche *Erkenntniskritik als Sprachkritik* weitergeführt zu haben, also die Grenzen der menschlichen Erkenntnismöglichkeiten aus den Grenzen der sprachlichen Analyse- und Darstellungsweisen zu begründen². Damit kam es zu einer Neuausrichtung der (europäischen und amerikanischen) Philosophie, die Richard M. Rorty (1931–2007) erstmalig als *linguistic turn* bezeichnet hatte (vgl. Rorty 1992), womit die bis dahin dominante *hermeneutische* Tradition und ihre Ausrichtung an der phänomenalen Wirklichkeit durch die gleichberechtigte Auseinandersetzung mit der objektiven Realität in Frage gestellt wurde (vgl. auch Rorty 2000, S. 26 ff u. 122 ff; ders., 2008, Kap. 5, 8 u. 9)³. Der linguistic turn ist so etwas wie ein Mega-Turn gewesen, der eine ganze Reihe andere Wenden, also Neubegründungen der Forschungsgegenstände, -konzepte und -methoden nach sich gezogen bzw. in ihnen seine Verwirklichung und Ausgestaltung gefunden hat. Für die Begründung der Sozialreportage sowie die Bestimmung der *Kompetenzen*, die zu ihrer Produktion und Deutung notwendig sind, also erlernt werden müssen, sind die verschiedenen *cultural turns*⁴ von besonderem Interesse. Hier ist zunächst auf diejenigen hinzuweisen, die die Aufmerksamkeit

2 Vgl. zur Bedeutung von Wittgensteins früher und später Sprachphilosophie und die von ihm begründeten Traditionen der analytischen Philosophie für die Sozialreportage Braun/Elze 2015, Kap. 2.1/2.2).

3 Wir folgen jetzt im Wesentlichen der Argumentation von Bachmann-Medick (2014), die auch darauf hingewiesen hat, dass »turns« weder aktualistische Moden noch grundlegende Paradigmenwechsel (im Sinne von Kuhn 1976, Kap. V u. IX–XIII) sind, sondern es sich hierbei eher um Neufokussierungen, spezifische Forschungseinstellungen, methodische Pluralisierungen, Wiederbelebungen und Neukontextualisierungen älterer Forschungsorientierungen sowie inter- und transdisziplinäre Grenzüberschreitungen handelt, bei der die pragmatische Ausrichtung dominiert, wodurch auch der Anschluss an eine handlungstheoretisch fundierte Soziale Arbeit nahe gelegt ist, die für die Sozialreportage konstitutiv ist.

4 Eine Übersicht zu den verschiedenen Traditionslinien und Gegenstandsbereichen bieten Hepp u. a. (2009) und Kittsteiner (2004).

auf die Bedeutung der Symbolisierungen und Repräsentationsformen und damit die vieldimensionalen Weisen der Versprachlichung des gesellschaftlichen und alltäglichen Lebens sowie die sprachbezogene Sozialität der Subjekte gelenkt haben⁵. Zu erwähnen sind hier:

- Der *interpretive turn*, wie er gerade von Clifford Geertz (1926–2006) in den 1970er Jahren als Alternative zum (soziologischen) Funktionalismus eingeleitet und forcierte worden ist (vgl. Geertz 1987, S. 7 ff u. 289 ff; ders., 1997, Kap. 5), geht von einem zeichentheoretischen (semiotischen) Kulturverständnis aus und betrachtet Handlungen und in gewisser Weise auch die Welt als Text, den es gilt zu interpretieren, wobei hier besonders Kulturen und deren Ausdrucksformen verstanden werden sollen, denen man selber als Forscher nicht angehört und deren Untersuchung dann in eine *symbolische Anthropologie* mündet (vgl. Fröhlich/Mörth 1998). – Daran hat besonders der *postcolonial turn* angeschlossen, der als kulturelle Dekolonialisierungsbewegung gerade die selbstverständliche Dominanz westlicher Kulturen, ihrer Normen, Werte und Ausdruckformen in Frage gestellt, sich dem Eigenen, dem Anderen, dem Unbekannten, dem Fremden zugewendet und für eine Anerkennung kultureller Differenzen und die Etablierung eines egalitären kulturellen Pluralismus in der sich globalisierenden Welt plädiert und sich für eine universell ausgerichtete *soziale Gerechtigkeit* als Voraussetzung für die gleichwertigen Formen des *guten Lebens* engagiert hat (vgl. z. B. Geertz 2014). Angesichts der weltweiten Migrationsbewegungen, Kommunikationsströme und sich globalisierenden Massenmedien bedeutet das auch eine erhebliche Herausforderung für die Sozialreportage als Beitrag zur interkulturellen Verständigung und Bildung, die sich von dem Grundgedanken leiten lässt, dass die *Einheit* der sozialen, politischen und kulturellen Vernunft sich nur durch die *Vielfalt* ihrer verstandesfundierten Anstrengungen und Ergebnisse begründen und entfalten kann (vgl. dazu exemplarisch Berg/Fuchs 1993).
- Der auf Austin (1979, 11. Vorl.) und Searle (1983, Kap. 2.4 u. 3.4) zurückgehende *performative turn* nimmt den o. a. Textbezug auf und geht zugleich qualitativ über ihn hinaus durch die Untersuchung der realen Handlungsvollzüge, deren Materialität, Körperlichkeit/Leiblichkeit, deren offene und verdeckte kulturelle Dynamiken (z. B. bei den Ritualen), den Situationsbedingungen und dialogischen Verständigungsweisen der verschiedenen Formen des Ausdruckshandelns und den in solchen sozialen Inszenierungskulturen (z. B.

5 Vgl. dazu die theoriegeschichtliche Rekonstruktion und systematische Bilanz von Krämer (2001).

Festen) und kulturellen Symbolisierungen (z. B. in den Bekleidungsmoden) notwendigerweise, wenn auch häufig unausgesprochenen anerkannten Geltungsansprüchen (was z. B. als gerecht, als schön, als authentisch angesehen wird). Der Sozialreportage stellt sich hier die Aufgabe, diese Tiefenstrukturen des kulturellen Alltagslebens bzw. der kulturellen Seiten des Alltagslebens zu analysieren und verstehend zu rekonstruieren (vgl. dazu auch Wirth 2002 und Wulf/Zirfas 2007).

- Vor welchen Schwierigkeiten professionelle Sozialreportagen stehen, macht der *reflexive turn* deutlich, der besonders die wissenschaftlichen Schreib- und Redeweisen in den Blick nimmt und die verschiedenen Repräsentationsformen befragt hinsichtlich ihrer inhaltlichen Aussagequalitäten bezogen auf die intersubjektiven Wirklichkeiten und objektiven gesellschaftlichen Realitäten in den unterschiedlichsten regionalen, nationalen, internationalen und globalen Kontexten (vgl. Brandom 2000, Kap. 8; Putnam 1991, Kap. 7; Sandkühler 1991, S. 13 ff u. 370 ff; ders., 2009, Kap. 5–9). Hier gibt es dann fließende Übergänge zum *translational turn*, der den Begriff der Übersetzung zwischen den Sprachen mal enger (z. B. Büttemeyer/Sandkühler 2000; Quine 1980, Kap. II), häufiger aber sehr weit fasst und gerade entsprechende »Zwischenräume« erkunden will (man denke hier nur an die sehr unterschiedlichen Deutungen von Körperhaltungen und Gesichtsausdrücken, aber auch Symboliken in den verschiedenen Kulturen, wie sie sich in den literarischen und wissenschaftlichen Texten aller Arten, aber auch in Bildern und »Fotos aus aller Welt« wiederfinden und ggf. in Sozialreportagen aufgenommen werden). – Angesichts der nachhaltigen Tendenz zur Globalisierung der Massenmedien wird hier die *kulturelle* Vermitteltheit von Sinnlichkeit und Reflexivität alltäglich erleb- und erfahrbar und stellt auch für die Soziale Arbeit eine zentrale Lernherausforderung dar (vgl. Baltes/Hölsch 2011, Belting/Haustein 1998, Flusser [2000; 2009] und Pias u. a. 1999).

Die bisher erwähnten wissenschaftlichen – und z.T. auch soziokulturellen – Trends können als eine innere Ausdifferenzierung des linguistic turns verstanden werden und verweisen die Sozialreportage auf die sehr vielschichtigen sprachlichen Repräsentationsformen und den durch sie ermöglichten Erkenntnis- und Darstellungsmöglichkeiten der sozialen Probleme im Spannungsfeld von Sinnlichkeit und Reflexivität. Für sie ist aber auch und besonders von Bedeutung, dass in den letzten 20–25 Jahren diese sprachtheoretische Enge überwunden worden ist – und zwar einmal durch den *spatial turn*, womit der Gegensatz von Raum und Zeit und die geschichtswissenschaftliche Dominanz der Zeit in Frage gestellt und deren innerer Zusammenhang in den Vordergrund gestellt worden ist – im Sinne des treffenden Buchtitels von Karl Schlögel (2011) »Im Raume lesen wir die

Zeit«⁶. Von konstitutiver Bedeutung für die Absicht der Sozialreportage, eine Balance zwischen diskursiver und visueller Weltaneignung und Selbstentwicklung der lernenden Subjekte zu erreichen, ist zum anderen der *iconic turn*, der sich entfaltet hat in dem produktiven Spanungsverhältnis zwischen den Bildwissenschaften und den Theorien der visuellen Kultur (vgl. Maar/Burda 2004; Mitchell 2008a, Kap. 4).

Was die *Bildwissenschaften* angeht, so ist hier auf folgende Ansätze und Konzepte und ihre kompetenzorientierten Implikationen hinzuweisen⁷:

- Die *Kunstgeschichte* und die *historische Bildwissenschaft* verbindet die Betonung der *ikonischen Differenz* (vgl. z. B. Boehm [2006; 2007]), also die Betonung der Eigenlogik der visuellen Denk- und Darstellungsweisen gegenüber den sprachlichen. Sie sind damit an der Sichtbarkeit ausgerichtet, wenden sich ihr in phänomenologischer Ansicht zu und haben dazu ausdifferenzierte hermeneutische Deutungsverfahren entwickelt, von denen die von Erwin Panofsky (1892–1968) begründete Ikonografie/Ikonologie das wichtigste Konzept ist (vgl. programmatisch Panofsky 1978, Kap. 1). Seine besondere Qualität besteht darin, dass es sich nicht nur zur Interpretation von Kunstwerken, sondern generell zur Analyse von Bildern aller Arten eignet (das Konzept »Kunstgeschichte als Sozialgeschichte« bildet dazu eine wichtige Brücke; vgl. z. B. Hauser 1990), ja sogar zur Analyse performativer symbolischer Handlungen (wie z. B. von Begrüßungsritualen). Aus diesem Grunde haben wir darauf auch bei der Konzipierung der Fotogestaltung und -interpretation (in Kap. 3.2) zurückgegriffen.
- Ebenfalls in phänomenologischer Tradition steht die *Bild-Anthropologie* (vgl. z. B. Belting 2001, Belting/Kamper 2000; Wulf 2014), in der der Mensch in seiner Körperlichkeit bzw. Leiblichkeit im Zentrum steht und der Frage nachgegangen wird, wie Körperwahrnehmungen in Bildwahrnehmungen transformiert werden und damit – durchaus im Sinne des obigen Kant-Zitats – äußere und innere Bilder in eine herausfordernde Wechselbeziehung treten (vgl. auch Kap. 1.4). Zu letzteren gehören wahrgenommene Bilder, Erinnerungen, Vorstellungen, Traumbilder, Wunschbilder, Angstbilder usw., also die Vielfalt der Anschauungen, die häufig mit Bezug auf Jacques Lacans (1901–1981) Aufsatz über »Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion« (psychoana-

6 Auf diesen Aspekt gehen wir nicht näher ein, weil er einerseits im Kontext der »Sozialraumorientierung« in der Sozialen Arbeit ausführlich diskutiert und hinreichend präsent ist; und weil der dritte Teil dieses Buches eine ganze Reihe von Fallstudien enthält (vgl. bes. Kap. 5–7 u. 10).

7 Eine Übersicht bieten Belting (2007), Probst/Klenner (2009), Sach-Hombach (2004) und Schulz (2009).

lytisch) gedeutet werden (vgl. Lacan 1975, bes. S. 66 ff). An dieser Stelle gibt es offensichtliche Überschneidungen mit den erwähnten verschiedenen interpretativen Verfahren der symbolischen Anthropologie und besonders mit der »Theorie des Bildaktes« von Bredekamp (2010).

- Die von Klaus Sach-Hombach begründete *inter- bzw. transdisziplinäre allgemeine Bildwissenschaft* (vgl. Sachs-Hombach 2005; Sach-Hombach/Totzke 2011) setzt insofern zu den bisherigen einen klaren Gegenakzent, also sie an die *semiotischen* Traditionen anschließt und auf dieser Grundlage kausale und empirische Voraussetzungen und Folgen der Verbildlichung gesellschaftlicher, sozialer und psychodynamischer Prozesse untersucht. Kontrovers ist, ob die damit verbundene Gleichsetzung von Bildern mit Zeichen und die weitgehende Ausrichtung an dem linguistischen Methodenkonzept haltbar ist, ob insbesondere der Leiblichkeitsbezug in der zeichentheoretischen Deutung aufgeht oder ob er diesbezüglich überschüssig ist. Für die Sozialreportage ist diese semiotische Forschungsrichtung ebenfalls von Bedeutung, weshalb wir (in Kap. 1.7, S. 49) nicht nur auf ihren Begründer Charles Sanders Pierce (1839–1914), sondern auch (in Kap. 1.1, S. 22) auf die sehr einflussreiche Fototheorie von Roland Barthes (1915–1980) näher eingehen; letzterer hatte allerdings deutlich gemacht, dass auch die semiotische Bildinterpretation zu einem unverkürzten Leiblichkeitsbezug in der Lage ist und auf einer – allerdings immer noch zu entwickelnden – Meta-»Sprache« besteht, die weder auf die diskursiven noch die ikonischen Verständigungsweisen einzuschränken ist, sondern diese zu übergreifen hat.

Was nun die Forschungs-, Lern- und Handlungskonzepte zur *Visuellen Kultur* angeht, so ist zunächst auf ein grundsätzliches Problem hinzuweisen⁸: Die Betonung der ikonischen Differenz ist einerseits berechtigt, um die relative Eigenständigkeit des Visuellen deutlich zu machen. Sie führt aber in die Irre, wenn damit die Unterstellung verbunden wird, dass Bildverstehen ohne Sprache möglich sei. Demgegenüber hat W. J. T. Mitchell, auf den der Begriff des »iconic turn« zurückgeht, in seinem programmatischen Aufsatz »Das Sehen zeigen: Eine Kritik der Visuellen Kultur« (Mitchell 2008a, Kap. 10) darauf hingewiesen, dass (fast) alle kulturellen Symbolisierungsformen *gemischter* Art sind, also sowohl Bilder als auch Texte verwenden (woraus allein schon das Interesse der phänomenologischen Philosophien an Reflexionen über die besondere Logik von Bildern resultiert). Dabei ist auch in Erinnerung zu rufen, dass es eine logische »Kette« zwischen Begriff-Vorstellungsbild-Lautbild-Schriftbild gibt, dass die Schrift selber auch Bildcha-

8 Vgl. dazu den instruktiven, kontroversen Briefwechsel zwischen Boehm (2007) und Mitchell (2007).

rakter hat, wie die Bilder Schriftcharakter haben (weshalb von verbalen und visuellen *Rhetoriken* gesprochen werden kann), und dass es eine ausdifferenzierte Beschreibungs-»Kunst« mit hochentwickelten ekphrastischen und piktoralistischen Textsorten gibt (auch in den Wissenschaften – wofür die Stadtporträts von Schlögel [2009a,b] ein besonders eindrucksvolles Beispiel sind)⁹. Alles dies ist für das Konzept der Sozialreportage als ein Handlungs-, Lern- und Forschungskonzept relevant und insofern folgen wir auch dem Vorschlag von Schade/Wenk (2011, Kap. III.2/3), die *Ikonologie* und *Semiotik* nicht als alternative, sondern sich wechselseitig bereichernde Konzepte zu verstehen und anzuwenden (in die gleiche Richtung argumentiert Habermas 2004). Dies ist angesichts der Vielfältigkeit der visuellen Kulturen bzw. generell der kulturelle Vielfalt der Medien und ihre theoretischen Reflexionen (vgl. Mersch 2006, Kap. 3 u. 4) zwingend geboten, wie die zentralen Themenfelder zeigen (die wiederum auch kompetenzorientierte Lernprozesse erforderlich machen):

- Ausgangspunkt vieler Überlegungen ist – wieder gut kantisch – der Bezug auf das *Sehen* als einer spezifischen Form der Wahrnehmung; manchmal werden auch andere Modalitäten wie das Hören, Riechen, Fühlen einbezogen (auf diese Synästhesien wird in Kap. 1.3 näher eingegangen). Dabei wird dieses Sehen als ein kulturell vermittelter Prozess, als kulturell eingeübte Praxis verstanden, also nicht naiv als physiologischer (man denke an die Wahrnehmung der Perspektive als einer spezifisch westlichen Form der Raumwahrnehmung und Bildgestaltung). Die Rede von einem »Habitus des Sehens« (Rimmele/Stiegler 2012, S. 33) ist allerdings missverständlich, denn sie klammert meist aus, dass sich die Menschen als intentionalitätsfähige Subjekte zu diesen kulturellen Bedingungen des Sehens immer wieder in ein mehr oder weniger bewusstes Verhältnis setzen, sich von ihm auch absetzen und andere Sehweisen entwickeln können (so auch Mitchell 2008a, S. 324 f) – und genau dazu will die Sozialreportage auch beitragen (vgl. Rimmele/Stiegler 2012, Kap. 1 u. 2).
- Den Praktiken des Blickens stehen die Formen und Medien des *Zu-Sehen-Gebens*, des *Zeigens* gegenüber, auf sie beziehen sie sich (mehr oder weniger affirmativ). Dabei unterstellt die Visualität eine unmittelbare Verständlichkeit, weil sie scheinbar *evident* macht, was geschehen ist (z. B. das Elbehochwasser 2012; vgl. Kap. 6) und dass in dieser Evidenz schon die ganze Wahrheit liegt, obwohl die Bilder immer nur in einer bestimmten Form bestimmte Realitäts-

9 Zu erinnern ist hier aber auch an die vierbändigen »Bilder aus der deutschen Vergangenheit«, die der Künstler und Kulturwissenschaftler Gustav Freytag (1816–1895) zwischen 1859 und 1867 verfasste und veröffentlichte und die bis 1909 zwischen 27 und 32 Auflagen erreichten (vgl. Freytag 2014).

und Wirklichkeitssauschnitte zeigen können und wollen. Deshalb beinhaltet Kritik der visuellen Kulturen immer auch, diese Bildgewissheiten in Frage zu stellen und die Entstehung und Verbreitung von optischen Pseudo-Indizien durch die Suspendierung des Zweifels zu untersuchen (vgl. Schade/Wenk 2011, S. 98 ff)¹⁰. Bei der Erstellung von Sozialreportagen zeigt sich dabei häufig ein hilfloser Umgang mit Fotos – und zwar zwischen naiver Realitätsgläubigkeit und radikalem Skeptizismus – und es ist eine der zentralen Lernaufgaben, ihren Realitäts- und Wirklichkeitsgehalt zu erschließen bzw. auszudrücken und eine methodische Einstellung zu erlernen, die objektive Realität und phänomenale Wirklichkeit *durch* Bilder (speziell Fotos) zu analysieren und zu verstehen, also durch eine sich erweiternde und vertiefende Bildersensibilität und Bildkompetenz deren Wissensgehalte für die Sozialreportage fruchtbar zu machen (dazu Kap. 2 u. 3). Dabei ist aber auch zu beachten, dass *Sichtbarkeit* bzw. *Sichtbar-Machen* eine normativ kritische Kategorie und Handlungsorientierung darstellt, die ihre innere Ambivalenz reflektiert (im Sinne von Honneth 2003, S. 10 ff u. 71 ff): Dass es sich dabei nämlich einerseits um das Offenlegen gesellschaftlicher, sozialer und kultureller Missstände handelt (z. B. der Lebenslagen und Interaktionsmustern in Asylbewerberheimen) und das Öffentlichmachen von berechtigten Interessen (z. B. für die Inklusion von Menschen mit Behinderung bzw. besonderen Bedürfnissen), aber auch um sich ausweitende Kontrollverfahren (z. B. durch extensive Videoüberwachung) und voyeuristische Ausbeutungspraxen (z. B. von menschlichem Leiden, aber auch durch alltäglichem Sexismus), bei der die Würde der Menschen grundlegend verletzt wird.

- Für die Sozialreportagen werden Fotos (oder andere Bilder) nicht nur produziert, sondern es werden auch vorhandene rezipiert. Mehr noch: auch wenn man selber Fotos macht, stehen diese – gewusst oder nicht, bewusst, vorbe-
wusst oder unbewusst – in bestimmten visuellen Traditionen, auf die bei der Produktion und Rezeption zurückgegriffen wird¹¹. Die Auseinandersetzung mit den – häufig auch institutionalisierten – *Bildarchiven* (sie können auch als das »Auge einer bzw. von verschiedenen Epochen« verstanden werden; vgl. Rimmele/Stiegler 2012, Kap. 2) und die *Relationen* (also Wechselbeziehungen und Verweisungszusammenhänge) zwischen den verschiedenen Sujets, Stilen, Techniken, Apparaten, Materialien und Verbreitungsmedien der verschiedensten Traditionen und visuellen Rhetoriken ist ein wesentlicher Teil der visu-

10 Vgl. zur Kritik an den evidenzbasierten Ansätzen in der Pädagogik, Erziehungswissenschaft (auch der Sozialen Arbeit) und Bildungspolitik Forster (2014).

11 Vgl. zu den Fototraditionen z. B. Geimer (2002; 2009), Kemp (2014) und Stiegler/Thürelmann (2011).

ellen Kulturforschung. Sie beschränkt sich dabei nicht auf die Hochkulturen (z. B. Körperdarstellungen in der griechischen Antike und der Moderne), auch nicht auf die meist westlich verstandene »Zivilisation« (in kolonialistischer Abgrenzung zu den »primitiven« Gesellschaften; vgl. Rimmel/Stiegler 2012, Kap. 3), sondern bezieht – wie in Kap. 1.6 näher ausgeführt – extensiv die Prozesse der gesellschaftlichen und sozialen Bedeutungs- und Sinnkonstitution in den verschiedensten alltäglichen Lebensformen, konsumvermittelte Trends der Warenästhetik, Subkulturen und Popart ein und untersucht dabei gerade die Heterogenität der kulturellen Ausdruckformen und Rezeptionsweisen auch an einem Ort (z. B. in einem Jugendzentrum oder Altenheim, in der sozialräumlichen Präsenz der verschiedenen Zeichensysteme in einer Kleinstadt, in der Presse, aber auch im Fernsehen und im Film). Hier verschränken sich die Bemühungen und Konzepte der *symbolischen* mit denen der *sozialen* (feld- bzw. milieubezogenen) Anthropologie und fördern die Fähigkeit und Bereitschaft zu einer »synthetische Intuition« (Panofsky) bei der Bildanalyse und dem Bildverstehen im Kontext der Sozialen Arbeit.

- Eben weil die Menschen nicht reflexartig auf die massenmedial präsentierten Bilderwelten reagieren – wie der Iconoclash unterstellt (dazu kritisch Latour 2002, S. 46 ff), sondern sich zu ihnen in ein intentionales Verhältnis setzen, entstehen unterschiedliche Sehverhältnisse und *Blickregime* als kulturelle Formationen und Formatierungen, die festlegen, was (nicht) gesehen werden kann (Hall 2004): Entweder in der eher passiven, präreflexiven Übereinstimmung mit der herrschenden Kultur im Sinne einer Vorzugsleseart (z. B. bezüglich der Darstellung von Armut) oder aber der begrenzten Kritik daran im Sinne einer ausgehandelten Lesart (z. B. bezüglich der Darstellung des Krieges in der Ukraine) oder aber in der oppositionellen Lesart (z. B. hinsichtlich der Darstellung bestimmter Seiten der muslimischen Kultur). Die Sozialreportage beteiligt sich an den dafür notwendigen ideologiekritischen Prozessen der Encodierung (Synthese) und Dekodierung (Analyse).
- Die massenmedial präsenten Bilderwelten (auch die der Fotografie) sind nicht aus sich selbst heraus hinreichend verständlich, sie sind in übergreifende ökonomische und politische Prozesse einbezogen, in ihnen kommen die Wechselbeziehungen zwischen materiellen und symbolischen Ungleichheiten und damit visuelle Machtstrukturen zum Tragen und zum Ausdruck, also das Ringen der verschiedenen sozialen Klassen und Bewegungen um eine Durchsetzung ihrer Kulturauffassung und -praxis als hegemonialer. Die damit verbundenen *Bildpolitiken* (etwa der vermachteten und verbürokratisierten Öffentlichkeiten sowie der Tagespresse oder Illustrierten) lassen sich mit Rückgriff auf die politikwissenschaftlichen Arbeiten von Louis Althusser (1918–1990) als Praktiken der *ideologischen Staatsapparate* (im Unterschied zu

Sozialreportage als Lernkonzept

Grundlagen - Arbeitsleitfäden - Fallstudien

Braun, K.-H.; Elze, M.; Wetzel, K.

2016, IX, 317 S. 81 Abb., 17 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-10519-8